

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Unterirdischen	309
Ernst Mach. Von Wilhelm Jerusalem	321
Mutter und Volk. Von Karl Jentsch	330
Anzeigen. Von Hoffmann, Fischer, Hardekopf	332

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (Vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Ausgabe Anzeigen-Annahme
 der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirestein,
 Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
 Fernsprecher Amt Zentral 10 899 u. 10 810.

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten
 Telephone 1724. Wertpapiere im freien Verkehr. Telephone 1724.
Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.

Neue Bahnen zur Heilung nervöser Zustände

(Verlag O. Salle, Berlin. & 1.50) von Dr. J. Marciniowski
 zu beziehen durch die Verwaltung des Sanatoriums

Haus Sielbeck a. Uklei (Holsteinische Schweiz)

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse
Erdbeer-
bowle

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□ □

Täglich Konzert



Berlin, den 24. Juni 1916.

Die Unterirdischen.

Herr von Bethmann, den der Centralvorstand der National-liberalen Partei öffentlich beschuldigt hatte, er zwinge die militärischen Censurstellen, „dem deutschen Volk eine mit seinem Willen nicht übereinstimmende Meinung künstlich aufzudrängen“, hat die Milde rung der Censur versprochen. Wer die Geschichte dieser von Angst erfundenen Einrichtung kennt, der weiß, daß der Versuch fruchtlos bleiben muß. „In Madrid, erfuhr ich, herrsche jetzt völlige Pressfreiheit; und wenn ich nicht über die Staatsgewalt, Religion, Politik, Sittlichkeit, über hohe Beamte und andere angesehene Leute, über Oper und Schauspiel, über irgendeinen mit irgendwas Zusammenhängenden schreibe, könne ich alles von zwei oder drei Censoren Durchschnüffelte in voller Freiheit drucken lassen.“ Figaros geflügelter Satz hat sich auch in dem Jahrhundert nach der Französischen Revolution in jedem Land Europas bewährt. Wider die Censur hatte schon der jüdische Arzt Johann Jacoby in Königsberg geschrieben, ehe er, im Februar 1841, die „Vier Fragen“ durchs Adlerland schickte und die Provinzialstände mahnte, endlich „als erwiesenes Recht zu fordern, was sie bisher als Gunst erbat en“. Friedrich Wilhelm der Vierte, dem Jacoby seine Schrift selbst ins Schloß gesandt hat, fühlt sich beleidigt; läßt sie vom Bundestag verbieten, gegen den Schreiber ein Strafver-

fahren einleiten und greift nach einem Trostgrund, der in Preußen niemals versagt. An den liberalen Oberpräsidenten Schön, dessen (in der Denkschrift „Woher und wohin?“ ausgedrückte) Meinung der Jacobys doch nah ist, schreibt er: „Machen Sie nur, daß unbeschnittene Männer von alter Treue, die ein Herz zu mir haben, die Schmach gut machen, welche die Beschnittenen Ostpreußen anthaten.“ Am Ende des langen Instanzenweges wird Jacoby vom berliner Kammergericht freigesprochen und das vom Präsidenten Grolman unterzeichnete Urtheil bestätigt dem Angeklagten, daß er Staatseinrichtungen freimüthig tadeln und die Censur die schlimmste Feindin der Presse nennen dürfe. Der König läßt zwar die Geltungsdauer der Karlsbader Beschlüsse verlängern, zugleich aber den Provinzialbehörden die Milde rung der Censurstrenge empfehlen und bald danach die Bildercensur ganz aufheben. Bessert das gute Beispiel die Sitten? In Baden, dem Lande der Musterverfassung, streicht der Censor Herr von Uria-Sarachaja mißliebigen Blättern die neusten Nachrichten und verschuecht ihnen dadurch die Kundschaft. In Wien ärgerte die Regierung sich über die von zwei böhmischen Juden in Leipzig herausgegebene Wochenschrift „Die Grenzboten“, die, trotz dem Verbot, heimlich eingeschmuggelt wurde, und Metternich stöhnte, weil „heute siebenzehn deutsche Blätter von Judenjungen redigirt werden“. In Preußen, wo „nur Männer von wissenschaftlicher Bildung und erprobter Redischaffenheit“ ins Censoramt berufen werden sollten, erhebt sich ein Wehgeschrei, weil ein junger kölnischer Censor, der Vsseffor Graf Fritz Eulenburg, einen Nachtwächter geprügelt hatte; ernstere n Mißstand aber nimmt die Presse ohne kräftige Gegenwehr hin. Die von Karl Marx geleitete Rheinische Zeitung, die, einsam, rückhaltlos zu reden wagt, wird, mit des Königs Willen, gepeinigt und sogar verdächtigt, von der pariser Regierung Zuthuß verlangt und erhalten zu haben. Als Dahlmann für die Zeitung, die der Kultusminister ihm in Berlin gründen will, Censurfreiheit fordert, scheitert der Plan. Milde rung? Der König hat Georg Herwegh, den Posa aus Schwaben, empfangen und zu ihm gesagt: „Wir wollen ehrliche Feinde sein.“ Da er aber hört, der Dichter sei in Königsberg mit der Marcellaise empfangen, beim Klang anderer „Blutlieder“ gefeiert worden, verbietet er, die Zeitschrift, die Herwegh in der Schweiz grün-

den will, in Preußen einzulassen. Brief Herweghs: „Ich bin durch die Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und heuchle nicht eine Devotion, die ich nicht kenne.“ Antwort: Ausweisung. Die Rheinische und die Leipziger Allgemeine Zeitung, Ruge's Deutsche Jahrbücher und andere unbequeme Zeitschriften werden verboten; die Bilder wieder unter Censurzwang gestellt. Dem Preußendichter Willibald Alexis, der die zahme Vossische Zeitung gegen den Quälgeist sanft vertheidigt hat, schreibt Friedrich Wilhelm: „Mit Widerwillen habe ich einen Mann von Ihrer Bildung und literarischen Bekanntheit in der Klasse Derer gefunden, die sich zum Geschäft machen, die Verwaltung des Landes durch hohle Beurtheilung ihres Thuns, durch unüberlegte Verdächtigung ihres nicht von ihnen begriffenen Geistes vor der großen, meist urtheillosen Menge herabzusetzen und dadurch ihren schweren Beruf noch schwerer zu machen.“ Mildeburg? Lokal- und Bezirksensoren sollen für „Ruhe und Würde“ sorgen und ihre Sprüche nur vor dem Obercensurgericht ansehnlich sein, dessen neun Mitglieder auf drei Jahre ernannt werden, also vom Groß der Hof- und Ministerialinstanz stets zu erreichen sind. So weit ist Preußen 1843. Metternich darf sich der Schüler freuen. Vor der Geburt, schreibt er, muß man schädliche Gedanken erwürgen. „Ist eine Brut giftiger Insekten einmal ausgeslogen: was nützt die Zerstörung des Nestes? Optimisten hoffen auf die Schwalben und Sperlinge; ich nicht.“ Unter einem Zerrbilde des Königs, dessen Füße Zeitungen zertreten, steht das Wort: „Ich liebe jede gefinnungsvolle Opposition.“ Wüthend liest er die Verse: „Ein König soll nicht wüthig sein, ein König soll nicht hitzig sein, nicht streng gegen Hitzig sein; er wolle nicht in jedem Ding (hier schweig' ich) altenfrühig sein.“ Sturmvögel flattern über die Kirchhofsruhe hin. Den im Geistigen heimischen Menschen wird das Vaterland verleidet. Auf Helmes und Voernes Spur gehen sie ins Ausland. Aus Paris schreibt Ruge: „Der deutsche Geist ist niederträchtig und ich trage kein Bedenken, zu behaupten: Wenn er nicht anders zum Vorschein kommt, so ist nur die Schuld seiner niederträchtigen Natur.“ Aus Frankreich und England, aus der Schweiz und dem Elsaß werden bitterböse Schmähschriften eingeschleppt. Bald höhnt der Historiker Otto Abel den Preußenkönig als einen neuen Theodat, der das Erbe großer Ahnen verschleudere; be-

spöttelt ihn David Friedrich Strauß als den „Romantiker auf dem Thron der Caesaren.“ Das aus dem Licht getriebene Wort wird von Zorn giftig; Rede, die nicht ins Ohr der Nation dringen darf, entkleidet sich dem Gewand, das in Oeffentlichkeit taugt, und ähneln dann schnell dem im Familienzimmer oder am Zechtiſch Gepfauchten. Niemals und nirgends sah die Folge der Censur anders aus; nie und nirgends konnte der Versuch gelingen, sie walten zu lassen, aber zu mildern und ihre Macht enger zu begrenzen. Ins alte Preußen drang diese Erkenntniß zu spät. Als der Minister Bodelschwingh schrieb, die Censur habe ausgedient, rottete die Revolution sich vor das Thor der Hauptstadt.

Seit fast zwei Jahren steht im Deutschen Reich Rede und Schrift wieder unter Censur; gilt ein Ausnahmegesetz, das im Frühling fünfundsiebzig Jahre alt wurde, dem Zustand von heute also viel ferner ist, als es in der ersten Lebensstunde dem des frizischen Staates war. Dem Feind soll gezeigt werden, daß siebenundsiebzig Millionen Menschen über Großes und Kleines einer Meinung sind; absplittendes Glaubensbekenntniß darf nicht ans Licht. Im Juli 1870 lasen alle Deutsche die Sätze: „Der Krieg ist ein dynastischer, unternommen im Interesse der Dynastie Bonaparte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Dynastie Hohenzollern. Als prinzipielle Gegner jedes dynastischen Krieges, als Sozial-Republikaner und Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation, die, ohne Unterschied der Nationalität, alle Unterdrückten zu einem großen Bruderbund zu vereinen sucht, können wir uns weder direkt noch indirekt für den Krieg erklären und enthalten uns daher der Abstimmung, indem wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Völker Europas, durch die jetzigen unheilvollen Ereignisse belehrt, Alles aufbieten werden, um sich ihr Selbstbestimmungsrecht zu erobern und die heutige Säbel- und Klassenherrschaft, als die Ursache aller staatlichen und gesellschaftlichen Uebel, zu beseitigen.“ Diesen Protest hatten die Abgeordneten Liebknecht und Bebel verfaßt; und die Regierung Preußens und des Norddeutschen Bundes fürchtete nicht, daß durch solchen Aufruf die Stimmung getrübt, der süd-deutsche Wille zur Einheit gelähmt werde. Die Zuversicht war berechtigt: der Krieg endete in deutschen Sieg; obwohl alle Hauptfragen (Ursprung, Möglichkeit fremden Eingriffes, Kriegsführung,

Beuterecht in Feindesland, Staatsform Frankreichs, Annexion, Beschließung von Paris) in ziemlicher Freiheit erörtert wurden. Heute ist's anders; und schon deshalb dürfte der Kanzler über die Häufung unterirdischer Literatur nicht staunen. Er hat zwei der heimlich verbreiteten Fehdeschriften im Reichstag ungemein heftig getabelt. „Erfindung, Entstellung, erstunken und erlogen, niederträchtige Verhehung, Schmähung, Volksvergiftung, Piraten der Oeffentlichen Meinung, Verleumder“: Zorn übertönte den Rath des Predigers Salomo und des Philosophentrösters Boetius, niemals durch Wuthwallung den mühsam erworbenen Ruf standhafter Weisheit zu gefährden. Wer hoch über den kleinen Schimpf fern der Reichsredeschänke stehen will, darf selbst in gerechtem Grimm nicht in den Mißbrauch abgleiten, wehrlose Gegner öffentlich zu schelten. Wehrlos sind sie; können nicht in dem Reichstag (den Spötter manchmal noch das Hohe Haus nennen), nicht in der Presse ihr Thun vertheidigen. Und daß aus der Gesellschaftslicht, die noch wähnt, Ehre könne von fremdem Wort gemindert und müsse vom Fled oder Unhauch mit der Waffe gereinigt werden, ein in Stummheit Gezwungener „persönliche Genugthuung“ fordert, ist leichter begreiflich als die Thatsache, daß er dieses Verlangen und dessen herbe Ablehnung in die Oeffentlichkeit bringt. „Meine Ehre ist mein Eigenthum; ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube, und verzichte auf jede Zugabe.“ Das hat der erste Kanzler des Deutschen Reiches gesagt; wenn der fünfte der Raste gedacht hätte, die jeden „Beleidigten“ einem „Ehrengesetz“ in Gehorsam verpflichtet, dann wäre er mit den abwesenden Widersachern so säuberlich wie mit den anwesenden verfahren. Die Verfasser nicht käuflicher, nur als Geschenk oder Leihgut zu erlangenden Schriften wurden nicht von Geldgier oder Beifallsucht in Handlung gedrängt; und weil sie Zeit und Kosten für den Ausdruck ernstern Willens aufwandten, verdient noch ihr wunderlichster Irrthum die Achtung der Gerechten.

Un Irrthum fehlte in den vom Kanzler verrufenen Schriften nicht. Die des königsberger Generallandschaftsdirektors (obersten Leiters landwirthschaftlicher Kreditvereine) Rapp zeigt den Irrthumskeim schon in der Titelzeile „Die nationalen Kreise und der Reichskanzler.“ National und den „besten Kreisen“ zugehörig ist, wer Herrn von Bethmann als unzulänglich erkannt hat.

Die übrigen Deutschen werden in „radikale Fanatiker und gefinnungslose Schwächlinge“ geschieden. Deren Zahl aber, Germanien zum Heil, winzig ist. Denn „so gut wie einstimmig ist die Ueberzeugung, daß unverdroffen weiter gekämpft werden muß, bis ein lohnender Friede erreicht ist“; der England entmachtet, dem Deutschen Reich Belgien und anderen Gebietszuwachs beschert. Weil die „am Treuesten gestimmten Kreise unseres Volkes“ zweifeln, ob solcher Friede erstrebt werde, „herrscht in ihnen tiefes Mißtrauen.“ Nur eine Massenabstimmung könnte Herrn Rapp lehren, wie arg sein Urtheil über die „Gemüthsverfassung der weitesten, treuesten Volksschichten“ irrt. Er strebt in Klarheit und stützt dennoch den Glauben, „der Feind sei zwar noch nicht zum Frieden gezwungen, aber geschlagen.“ England? Frankreich, das seit dem September 1914 seine Hauptstellung hält? Darf der Deutsche, der nicht Selbsttäuschung will, auch nur Rußland, nach dessen großen Erfolgen in Armenien und Galizien, einen geschlagenen Feind nennen? Durch die Nahrung solchen Uberglaubens würde die Volkskraft gelähmt, die wir, zu Stoß und Widerstand, nach dem Ermessen menschlicher Vernunft noch sehr lange brauchen werden. Was erwiesen werden mußte, nimmt Herr Rapp als schon erwiesene Wahrheit und ruft von so brüchiger Grundmauer ins Land, die Willensschwäche des Kanzlers gefährde erreichbaren Triumph. Das Unterseeboot heißt „die entscheidende Waffe“. Daß es Entscheidung sichern könnte, wird als gewiß unterstellt; nirgends aber erwähnt, daß im Willen zur Begrenzung des Unterseekrieges die drei heute zum Gutachten berufenen Admirale mit dem Kanzler einig sind. Dem wird als Hauptschuld angerechnet, daß er „politische Bedenken über militärische Gesichtspunkte obliegen ließ“. Durch die Erwirkung solchen Sieges hätte er, auch im Sinn des Kriegers Clausewitz, die höchste Staatsmannspflicht erfüllt; gehandelt, wie Bismarck von jedem gewissenhaften Staatsgeschäftsführer forderte. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist längst nicht mehr neutral, weil sie (wie unsere in jedem Krieg der letzten Jahrzehnte) die Waffenausfuhr (die sie ohne Aenderung des Staatsgrundgesetzes nicht zu hindern vermochte) der Privatindustrie erlaubt hat; ist unser Feind; behandelt Deutschland wie eine Negerrepublik; könnte ihm, daß auch „finanziell stärker als alle seine Feinde ist“, aber, wenns offen zu seinen Feinden überträte,

nicht ernstlich schaden. Jeder hat seit dem Lusitanialag Aehnliches auf hundert Blättern gelesen; und jeder Unbefangene müßte mindestens ahnen, daß die öffentliche Widerlegung solcher Angaben in Kriegszeit unmöglich ist. Neu dünkt mich nur das über die Ernährungspolitik Gesagte. „Die Furcht vor der Masse der Verbraucher in den Großstädten und Industriezentren hat die Regierung in einen höchst unerfreulichen Staatssozialismus gebrängt.“ Unnötigen. Die Gefahr, daß der Reiche dem Armen die Nahrungsmittel wegkauft, könnte nur entstehen, „wenn der Reiche zwanzigmal mehr äße, als er vertragen kann“; nicht auch, wenn er so viel speicherte, daß ihm für sechs Monate das aus der Friedenszeit her gewohnte Wohlleben verbürgt wäre? Statt den Handel auszuschalten und den Hof des Bauers unter Zwangsverwaltung zu stellen, müsse man die künstliche Organisation, („die doch die vollendete Desorganisation und Verwirrung des Marktes ist“) rasch ins Gerümpel verstauben und in den Segen ungehemmt freien Verkehrs zurückeilen. Noth ist nur, weil Zwang waltet. Freier Markt, freie Preisbildung durch Angebot und Nachfrage: der Leser meint, den Freihändler Friedrich Rapp zu hören, der, nach zwanzigjähriger Anwaltspraxis in den Vereinigten Staaten, als bekehrter Achtundvierziger ins neue Reich heimkam und Bambergers Gefährte ward. Der aber hätte nicht, wie der Generallandschaftsdirektor, „verstärkten Schutz der nationalen Arbeit“ verlangt, vor Ueberschätzung des Ausfuhrhandels gewarnt, für Preußen das Pluralstimmrecht und die „Erhöhung des wahlfähigen Alters“ empfohlen. Hätte wohl auch über die Kraft der Vereinigten Staaten aus gründlicherer Kenntniß geurtheilt und länger überlegt, was aus Deutschlands Wirtschaft und Stimmung werden müßte, wenn jetzt, plötzlich, von der Höhe das Befennniß käme: „Was wir zwei Jahre lang, von Delbrück bis zu Batocki, anordneten, war, Alles, aberwizig falsch, Central-einkauf, Beschlagnahme, Höchstpreis, Rationirung, Kampf gegen Wucher und Hamsterei; drum gelte von morgen an auf jedem Marktgebiet wieder der Friedensbrauch.“ So wills der Königsberger. Wird ihm gehorcht, dann schreitet das deutsche Volk in ein Eden. Dem Friedensschluß (dessen Bedingungen den Briten, Russen, Franzosen, Italern, Belgiern, Amerikanern, Australern, Japanern diktiert werden) folgt „ein gewaltiger nationaler Auf-

Schwung; Hader und Zwietracht im Inneren verstummen; in selbstloser Hingabe werden die geistigen und politischen Führer unseres Volkes ihr ganzes Wollen und Können für die vaterländischen Interessen einsetzen. Hier wird ein Wunder: glaubet nur. „Deutschlands Bestimmung ist, eine neue, glückliche Epoche der Menschheit einzuleiten.“ Wer die Welt anders schaut, ist nicht national, nicht den besten Kreisen zugehörig. Unter den vielen Kerndeutschen, mit denen ich, in jedem Klassenbezirk, während der Kriegsjahre sprach, sind höchstens drei, die dem kappischen Anspruch genügen; und die Drei kümmern sich bis in den August 1914 niemals um Politik. Mußte der Kanzler diese Schrift, die seine Politik, nicht sein Menschliches verurtheilt, wie ein wichtiges Ding behandeln? Der Verfasser ist Patriot, glaubt, wie an Evangelium, an alles in „nationalen“ Zeitungen Verkündete und hat über den Tauchbootstreit allerlei Offizielles erfahren (das Frommen gewiß, Nüchternen widerlegt scheint). Wie leicht sein Glaube die Vernunft überwältigt, lehrt die Wiederholung des Gerüchtes, „England habe schon vor dem Krieg die Entlassung des Herrn von Tirpitz gefordert.“ Nie hat ein dem Zollhaus ferner Britte an solche Forderung gedacht; noch im Juni 1914 aber Herr Churchill die Sehnsucht nach Zwiesprache mit dem bewunderten Großadmiral gestanden. In Jedem, der würdige Verständigung mit England wollte oder gar noch will, sieht Herr Rapp einen Narren oder Wicht. Er meint, daß amerikanische Geldhilfe „für unsere Gegner auch recht unangenehme Seiten hätte; denn geschenkt wird das Geld nicht.“ Genuß. Mit eben so gutem Willen, wie er in dem Verfasser lebt, ist auf den einundfünfzig Seiten seiner Schrift doch nicht ein Satz zu finden, dem der Politiker nachdenken müßte.

Die zweite Fehdeschrift entgleist nicht aus Alldeutschland nach Manchester; weiß sagt auch nicht Weltherrschaft, die Menschheit und Volkheit in unbewölkttem Frieden beglückt. Junius alter: so nennt sich der Verfasser. Neben dem britischen Junius, der vor bald hundertfünfzig Jahren gegen Grafton, North und Genossen schrie, wäre er ein Zwerg; hat nicht den kühnen Geist, die wilde Grazie, den selbstgeschaffenen Stil des Vorbildes. Doch er ist weder dumm noch unwissend und fühlt sich dem Satiriker des Public Advertiser (unter dessen Lehnnamen, freilich, ein Motto aus Fritzens Brandenburg nicht paßt) verwandt, weil auch er ohne Erbarmensregung einen Minister angreift. Ihm ist Herr von Bethmann der

Erzfeind deutscher Zukunft. Daß, wenn er's glaubt, auszusprechen, müßte in jeder Lebensstunde, auch der dunkelsten, eines mündigen Volkes als sein Recht anerkannt werden; ein Franzos dürfte es heute noch über Herrn Briand, ein Brit über Herrn Asquith, ein Russe über Herrn Stuermer sagen. Dem neuen Junius würde die Nachprüfung des ihm zugetragenen Stoffes leichter als dem alten; dennoch blöht er Kenntnißmängel, die nur dem Lober verziehen werden. Daß Deutsche Reich war nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow nicht „in verzweifelter Lage“; konnte in Ost und West noch Schutzbündnisse knüpfen. War aber 1909 die Lage „verzweifelt“: woher käme dann das Recht, Herrn von Bethmann in Abgrundstiefe zu verdammen? Dem wird „bedingungslose Friedensliebe“ und Drang in „Versöhnung um jeden Preis“ vorgeworfen; „Versöhnungs- und Verständigungswahn“ dem Kanzler, der drei englische Verständigungswünsche abgelehnt, eine zuvor nie erträumte Heeresmehrung durchgesetzt, zwei verbündeten Großmächten den Krieg erklärt und den Einfall in Belgien gebilligt hat. Daß über Serbiens, Belgiens, Italiens, Japans Haltung Behauptete wäre an dem Tag, wo man offen darüber reden dürfte, als falsch erweislich. Herr Ballin (dessen „enge persönliche Beziehungen“ zu dem Herrn von Tirpitz älter sind als die zu dem Kanzler) hat niemals empfohlen, schüchtern sich unter englische oder amerikanische Forderung zu ducken, sondern geschrieben, er müßte sich selbst verachten, wenn er in der Zeit so ungeheurer Entscheidung sich von dem Geschäftsinteresse seiner Hamburg-Amerika-Linie stimmen ließe. Hast Du, Leser, Etwas von „geradezu maßloser Hege gegen die Landwirthschaft“ gemerkt und glaubst Du, daß die allmächtigen Generalkommandos so unschönes Treiben geduldet hätten? Herr von Bethmann hat es „begünstigt“: spricht Junius; und erblickt „in der persönlichen Verfilzung der maßgebenden Stellen mit führenden Männern der Handelswelt“ (über deren Ausschaltung Herr Rapp klagt) die Ursache allen Mißstandes in der Ernährungspolitik. Und so weiter. Neben Gescheitem steht Vernunftwidriges; Irrthumsgestrüpp umwuchs manche Wahrheit. Die Fehler, die gerügt werden müßten, erkennt der Kritiker nicht, und was ihn strafbar dünkt, wird Anderen, deren Vaterlandsliebe doch nicht lauer ist, als löblich gelten. In zwei Hauptpunkten sind beide Mahner einig. Felsfest überzeugt, daß der Krieg mit militärischen Mitteln zu triumph-

lem Ende zu führen, dem Deutschen Reich in Europa und Afrika, großer Landbesitz anzugliedern, Entschädigung von dem beträchtlichsten Theil der Kriegskosten zu sichern ist und daß nur der in schwächliche Nachgiebigkeit Neigende nicht an dieses Ziel gelangen kann. (Warum ein Kanzler, dessen Dasein und Ruf auf dem Kriegsspiel steht, zu schwach oder schlapp sein solle, um zu Land und zu See Andere sechten und bluten, die Strategen, auf die er die Verantwortlichkeit abwälzen könnte, ohne Hemmung walten zu lassen, hat bis heute Keiner ergründet. Einerlei.) Jeder Wunsch nach würdiger Verständigung, die den Frieden organisiert und Europa vor Ohnmacht bewahrt, ist Narrheit oder Frevel. Ob Amerika, ein Erdheil, gegen uns kämpft, nicht der Rede werth. Der Unterseekrieg das unfehlbare Mittel zur Niederwerfung Britanniens. Nach solchem Sieg keine Bündelung je wieder zu fürchten. Wer anders denkt, scheidet sich selbst aus der Patriotengemeinschaft und sinkt in das Schlammgewimmel der „Politiker und sozialistischer Richtung“ (Deutsch: Derer, die Vöbelsherrschaft wollen). Das ist der erste Hauptpunkt. Der zweite: Die Censur ist die Wirkerin alles Unheils. Denn sie begünstigt die Flauen; läßt nie ein Wort durch, daß dem Kanzler nicht gut schmeckt; erlaubt nur Trübsalsausdruck und verbietet, was die Herzen stärken könnte.

Uebertreibung? „Der durch die drei Namen Mosse, Scherl, Allstein verkörpert Massenpresse, zu welcher zwar nicht der Auflageziffer, wohl aber dem Geist nach auch die Frankfurter Zeitung gehört, ist ein Maß von politischer Bewegungsfreiheit eingeräumt worden, das aller Beschreibung spottet und das seine Erklärung allein in der völligen politischen Uebereinstimmung findet, die sich zwischen der Regierung und den durch jene Blätter vertretenen Kreisen herausgebildet hatte.“ (Diese Uebereinstimmung müßte zunächst doch wohl in „jenen Blättern“ erreicht worden sein; breit aber klappt der Spalt zwischen Tageblatt und Voß, Lokalanzeiger und Mittagszeitung.) „Neben dieser Massenpresse waren es dann vor Allem die als ‚Flaumacher‘ bekannt gewordenen Publizisten, die sich uneingeschränkter politischer Bewegungsfreiheit zu erfreuen hatten.“ Das erzählt der andere, durchaus andere Junius; und zornig bestätigt Herr Rapp die Meinung des Zürners. Daß sie aus Irrwahn sproß, ist schnell, ohne Scharfsinnsaufwand, zu beweisen. Laßt Ihr nicht alles Wesentliche aus den hier erwähn-

ten Beschwerden längst in den Zeitungen, die sich selbst national heißen? Schwäche und Schlappheit, Tauchboottkrieg, Geflenn vor Amerika, Tirpitz als Titan und Bethmann als Dackel, Humanitätgebulle, Förderung der Flauen, Länder und Milliardenhaufen her, England muß auf die Knie, Rußland nach Asien zurück, Frankreich in ein Spanien verzwerger: Alles laßt Ihr. Niemals, was gegen solche Kriegsziele, ihre Nothwendigkeit und Möglichkeit zu sagen wäre. Diese Erkenntniß spart Euch den Weg in die Häuser des Lokalanzeigers, Tageblattes, Vorwärts; scheuet Ihr ihn nicht, dann wird Euch gewiß manche Kunde von „politischer Bewegungsfreiheit, die aller Beschreibung spottet.“ Der Irrthum hat zwei Wurzeln. Den Konservativen fehlt heute ein Bülow-Cum-merow, der früh die großen Zeichen des Zeitwandels erkennt und ihnen die Parteitaktik anpaßt; aber sie wissen noch, daß nur der über Zurücksetzung Grollende zärtlich gestreichelt wird, und fallen drum nie in den Liberalenfehler, einen in Macht erhöhten Genossen zu loben, ehe er sich als Gehorsamen bewährt hat. Ihnen haben die zween Reifigen den Klägertniff abgeguckt. Und sie sind selbst Opfer der von ihrer Wuth verschrienen Censur. Sie leben in einem engen Kreis Gleichgesinnter, erfahren nicht, wie an Friedenstag, aus dem Nachrichtenblatt, was draußen geschieht und drinnengedacht wird: und werden (ohne das „Schandblatt“, das sie sonst lehrte) allzu spät merken, daß die Wirklichkeit nicht ist, wie ihr Traum war, und daß Herzoge, Fürsten, Grafen sich in die Schaar gereiht haben, deren Uthem ihnen gestern „ochlokratisch“ stank.

Allzu spät. Wollt Ihr aber, endlich, wach werden, dann reibet noch heute die Augen und leset Friedrich und Bismarck. Deren Krieg hat mit unserem kaum irgendwelche Aehnlichkeit (auch die Vergleichen der Koalitionen verführt nur in seines Spiel); doch der Blick auf die weise Bescheidenheit des Staatsmannswillens lehrt Kraft von Geprahle, Politik von Fabelkram sondern. Ein heiliges Volk heldischer, unüberwindlicher Engel, von Mordbrennern, Strolchen, Otterngezücht umdräut, außer drei Gefährten von anderer Wesensfärbung nur Höllenbrut und stumpfe Erwerbsucht in der Nähe: Das war nie. Niemals die Menschheitspest, die Ihr erdichtet, noch je ein überirdisch leuchtender Sieg, wie Ihr ihn hoffet. Kein Volk ertrüge ihn; keinem trüge er Frucht, von dem es gedeihen könnte. Nur um den Preis eigener Versiehung

kann eine Gruppe die andere niederringen; 1917 oder 1920? Wir dürfen mit dem Ertrag des Krieges zufrieden sein, wenn er den Erdtheil lüftet und säubert, sumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Boden in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht ringsum achtender Menschen wandelt. Dem in Lebensgefahr sechtenden Volk wird die nüchterne Wägung der Wirklichkeitwerthe nicht leicht. Weh Dem, der sie, in freilem Saumel, ihm noch erschwert! Er belastet sich mit Verantwortungspflicht, unter der er am Tag der letzten Abrechnung zusammenbräche. Hütet Euch, das Trugbild Eurer im Käfig hungernden Seele auch der Nation einzubilden. Löset lieber die Schleier von ihrem Auge und lasset sie, die ihr Blut giebt, ihr Gut geben wird, in Freiheit ihr Schicksal gestalten; jedes nicht kleine wäre ihr viel zu groß, wenn sie morgen noch unter Vormundschaft stehen müßte. Zanket nicht über Wuchs und Wesen, Muskeln und Stab des Hirten: sondern entwöhnet Euch selbst, Eure Weiber und Kinder dem trägen Empfinden, Heerde zu sein, ewig Heerde zu bleiben. „Ich werde dafür wirken, daß in politischen Angelegenheiten, die nur lose mit der Kriegsführung zusammenhängen, der Censorstift so wenig wie irgend möglich angewendet wird.“ So tröstet Hirtenweisheit; sättigt mit einem Sprüchlein, das nicht That werden kann. Wenn jeder Censor an Geist und Wissen jedem Schreiber voraus und, in Helle, der Volkheit verantwortlich wäre, ließe sich an Milderung der Censur glauben. Die ist nur das sichtbare Zeichen des Seelenstandes, der sie ermöglicht; das Fieber, das aus Krankheit aufflackert. Sie ist, weil Parlament und Presse sie wollen, und stirbt jäh an der Drohung, den Kriegskredit zu weigern, die Zeitung nicht mehr erscheinen zu lassen. Für sich fordern die Verkappten Freiheit, nicht für anders Denkende. „Von saulem, verfrühten Frieden darf, natürlich, nicht geredet werden. Das schadet uns ja im Ausland.“ Wieder ein Spul, der in der Sonne zu Kinderspott würde. Nicht, was Hinz oder Kunz über Führung und Ziel des Krieges sagt, schadet im Ausland: nur, seit fast zwei Jahren alltäglich, die Sucht, eine fromm hinter dem Hirten trabende Heerde zu scheinen. Rechts und links horcht der Feind; kann aber den Willen des deutschen Volkes nirgends erlauschen. Hörte er ihn: wir wären dem Frieden nah, der heute möglich ist und den nur Wunder noch bessern.

Ernst Mach.

Ernst Machs Stärke war die einheitliche Geschlossenheit seines Denkens und Wesens. Seine Größe lag in seiner Einfachheit, in seinem unbefangenen Blick und in seiner unbeirrbaren Sicherheit. Mach ist in den letzten zwei Dezennien sehr berühmt geworden. Immer neue Auflagen, immer neue Uebersetzungen seiner Werke wurden publizirt. Zustimmung und bekämpfende Darstellungen seiner physikalischen und seiner philosophischen Theorien erschienen in immer größerer Zahl. Trotzdem ist Mach nur von Wenigen wirklich verstanden worden. Mach hat in Physik und Physiologie viel Neues gefunden, hat manchen sinnreichen Apparat erfunden, besonders aber zur Klärung der physikalischen Grundbegriffe werthvolle Beiträge geliefert. Eine Entdeckung, wie etwa die Röntgen-Strahlen oder das Radium, hat er nicht gemacht. Er hat kein flugtechnisches Problem gelöst und kein Unterseeboot konstruirt. Aber auch keine der modernen großen physikalischen Theorien, wie etwa die Energetik, die Elektronen-Lehre oder das Relativitäts-Prinzip, ist mit seinem Namen verknüpft. Noch weniger hat Mach ein philosophisches System aufgebaut. Er wollte ja gar kein Philosoph sein; besonders keiner von denen, die mit spekulativen oder dialektischen Denkmitteln Kartenhäuser aufbauen. Wenn man heute vor solchen Arbeiten wieder mehr Respekt hat und oft rein dialektische Untersuchungen, wenn sie große Denkanstrengung kosten, sogar als bahnbrechend bezeichnet, so hätte Mach solche Arbeiten eher bahnsperrend genannt.

Mach selbst aber wollte die Bahn für jede künftige Forschung frei machen. Sein Ziel war von früher Jugend an darauf gerichtet, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Darum kämpfte er zunächst gegen alle theologischen und metaphysischen Vorurtheile, darum will er nichts von Unterscheidungen wissen, die sich bei näherer Untersuchung als nur scheinbar erweisen, und darum lehnt er sich besonders energisch gegen Theorien auf, die geeignet sind, Probleme zu verdecken.

Zu dieser befreienden Forscherarbeit wurde Mach schon in früher Jugend dadurch angeregt, daß ihm im Alter von fünfzehn Jahren Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik“, also das Werk in die Hand fiel, in dem Kant die Ergebnisse seiner Vernunftkritik verständlich machen wollte. Mach hat den Eindruck, den das Buch auf ihn machte, selbst geschildert:

„Ich habe es stets als ein besonderes Glück empfunden, daß mir

sehr früh (in einem Alter von fünfzehn Jahren etwa) in der Bibliothek meines Vaters Kants „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik“ in die Hand fielen. Diese Schrift hat damals einen gewaltigen, unausslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, den ich in gleicher Weise bei späterer philosophischer Lecture nie mehr fühlte. Etwa zwei oder drei Jahre später empfand ich plötzlich die müßige Rolle, welche das Ding an sich spielt. An einem heitern Sommertag im Freien erschien mir einmal die Welt sammt meinem Ich als eine zusammenhängende Masse von Empfindungen, nur im Ich stärker zusammenhängend. Obgleich die eigentliche Reflexion sich erst später hinzugesellte, so ist doch dieser Moment für meine ganze Anschauung bestimmend geworden. Erst durch abwechselnde Beschäftigung mit Physik und Physiologie der Sinne und durch historisch-physikalische Studien habe ich in meinen Ansichten eine größere Festigkeit erlangt. Ich mache keinen Anspruch auf den Namen eines Philosophen. Ich wünsche nur, in der Physik einen Standpunkt einzunehmen, den man nicht sofort zu wechseln braucht, wenn man in das Gebiet einer anderen Wissenschaft hinüberblickt, da schließlich doch alle ein Ganzes bilden sollen.“

Aus diesen innerlich bewegten und zugleich kristallklaren Sätzen treten uns wichtige Denkmotive und Triebfedern entgegen, die für Machs ganze Forscherarbeit maßgebend waren. Die Welt sammt seinem eigenen Ich ist für Mach eine Einheit. Sie ist, wie er anderswo sagt, nur einmal da. Deshalb sucht er eine Methode, die geeignet ist, unser Wissen von der Welt zu vereinheitlichen. Die zahlreichen und starken Hindernisse, die diesem Bestreben entgegenwirken, in rastloser Arbeit zu überwinden oder zu beseitigen, ist von früher Jugend an seine klar erkannte Forschungsaufgabe. Mach will einen methodologischen Monismus. In der Physik findet er schon viel vereinheitlichende Arbeit geleistet. Aber die Begriffe des Stoffes, der Materie, der Masse waren ihm noch zu grobschlächtig; auch dann, wenn sie in das Gewand der Atomistik gekleidet waren. Mach war bemüht, alles Stoffliche in Prozesse, in Vorgänge aufzulösen, und bezeichnete es als die einzige Aufgabe der Wissenschaft, die „funktionalen“ Beziehungen zwischen den Vorgängen zu ermitteln und womöglich mathematisch zu formuliren. Der Begriff der funktionalen Abhängigkeit schien ihm wissenschaftlich brauchbarer und einwandfreier zu sein als der der Kausalität. In diesem sah er zum Erstaunen vieler Physiker und Psychologen einen „Rest von Fetischismus“, eine nicht mehr erlaubte Vermenschlichung der Welt.

Durch diese Betrachtungsweise war die Welt für Mach gleichsam entmaterialisirt oder, wie er mit einem von mir gebrauchten Ausdruck öfter zu sagen pflegte, substratlos geworden. Es gab

eigentlich keine Dinge mehr, sondern nur noch Ereignisse. Damit war aber eine Vereinheitlichung allergrößten Stiles wie von selbst vollzogen. Der Unterschied zwischen Physischem und Psychischem ist von diesem Standpunkt aus überwunden und die so oft betonte Unergleichbarkeit von Materie und Geist (nicht etwa überbrückt, sondern) einfach nicht mehr vorhanden. Im Seelenleben giebt es nämlich für die unbefangene und nur ein Wenig in die Tiefe bringende Selbstbeobachtung niemals Dinge, sondern immer nur Vorgänge. Wir erleben niemals ein beharrendes Sein, sondern immer nur ein fließendes Geschehen. Mach hat wiederholt angedeutet, mir persönlich aber ganz ausdrücklich gesagt, daß es die Reflexion auf das eigene Seelenleben war, die ihn darauf brachte, auch in der physischen Welt das Stoffliche in Prozesse aufzulösen. Hat man sich nun einmal an diese Betrachtungsweise gewöhnt, so verschwindet, wie gesagt, der Unterschied zwischen Materiellem und Seelischem von selbst. Es gilt jetzt nur, die funktionalen Beziehungen zwischen den verschiedenen Arten von Vorgängen zu ermitteln. Daß es solche Beziehungen auch zwischen physischen Vorgängen und seelischen Erlebnissen giebt, daß unsere Wünsche und Erinnerungen, unsere Gefühle und Willensentschlüsse sich nicht unabhängig von Vorgängen in unserem Leibe und in der „Außenwelt“ vollziehe, lehrt ja Jeden die tägliche Erfahrung.

Ich habe diese streng einheitliche Auffassung des Weltenslaufes als „Monismus des Geschehens“ bezeichnet und Mach hat diese Benennung in seinem Buch „Erkenntnis und Irrthum“ ausdrücklich gebilligt. Methodisch ist dieser Standpunkt gewiß von hohem Werth. Ob er auch geeignet ist, als Grundlage einer Weltanschauung zu dienen, ist eine andere Frage. Mach suchte aber, wie wir gesehen haben, nichts Anderes als eine einheitliche Forschungsmethode; und die hat er zweifellos gefunden.

Ein Hinderniß lag aber noch auf diesem Weg. Alles Seelische wird von einem individuell bestimmten und individuell gefärbten, in sich geschlossenen und nur einmal vorhandenen Ich erlebt und diese Ich-Bezogenheit gehört zu den anscheinend nicht eliminirbaren Merkmalen alles Psychischen, das, wie William James sich ausdrückt, immer nur als etwas „Vereignetes“ (owned) gegeben ist. Mag man das Ich metaphysisch als Seelensubstanz oder physiologisch als centralisirte Organisation auffassen, in jedem Falle unterscheidet sich das seelische Erlebnis durch seine Ich-Bezogenheit von allen physischen Vorgängen, in denen von einer solchen Bezogenheit keine Spur zu finden ist. Mach sah die Schwierigkeit, die sich in dem zäh festgehaltenen Ich-Begriff seinem „Monismus des Geschehens“ entgegenstellte, vollkommen ein und verwendete

die ganze Kraft seines großen und starken Intellektes darauf, um dieses Hinderniß zu beseitigen. Er wird nicht müde, darauf hinzuweisen, daß, was wir unser Ich nennen, nichts Anderes sei als ein Bündel von Elementen, die nur etwas fester mit einander zusammenhängen. Das Ich ist weder unveränderlich noch unzerstörbar; und auch seine Einheitlichkeit wird keineswegs durch die Thatfachen bestätigt. Der Schein der Konstanz wird nur durch die Kontinuität des Ich, also dadurch hervorgehoben, daß Jeder das Gefühl hat, von der Jugend bis zum Alter immer der Selbe zu sein. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Veränderungen meist so langsam und stetig vor sich gehen, daß die konstanten Elemente immer zahlreicher sind als die variirenden. Einer tiefer dringenden Analyse, davon war Mach fest überzeugt, hält die scheinbare Konstanz des Ich nicht Stand. Aus dem Buch Ribots über die Krankheiten der Persönlichkeit citirte Mach gern die Thatfachen, die eine Störung, eine Veränderung, eine Spaltung des Ich-Bewußtseins nicht nur als möglich, sondern als wirklich erwiesen. Für Mach war das Ich ein Theil des kosmischen Geschehens, das mit Vorgängen der Außenwelt ganz eben so in funktionalen Beziehungen stand wie alle andern Vorgänge in der Welt. Er war gerade stolz darauf, den Ich-Begriff überwunden zu haben, und pflegte zu sagen: „Wie Kopernikus uns von der geocentrischen Weltansicht befreit hat, so müssen wir auch den geocentrischen Standpunkt loswerden und dürfen unser kleines Ich nicht als den Mittelpunkt betrachten, um den sich die Welt dreht.“

Die Ueberwindung des Ich-Begriffes war ein starkes Jugenderlebniß. Bei der wissenschaftlichen Durchführung des Gedankens half ihm nicht, wie die Meisten glauben, David Hume, sondern die damals bei uns herrschende Psychologie Herbart's. Hier war der ernstliche Versuch gemacht, das Spiel der Vorstellungen nach den ihnen selbst eigenen Gesetzen zu erfassen und zu beschreiben. Das Steigen und Sinken der Vorstellungen, die dabei wirkamen „Hilfen“ und „Hemmungen“ machten einen geradezu mechanischen Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß Herbart für den Verlauf der Vorstellungen, die er als Kräfte faßte, sogar mathematische Formeln aufstellte. Die metaphysische Grundlegung Herbart's, der von einer Seelensubstanz ausging, beseitigte Mach dabei eben so, wie er aus Kant's Erkenntnißlehre das müßige „Ding an sich“ entfernt hatte, und schuf so aus Herbart's Vorstellungsmechanik eine ichlose Psychologie. Nun hatte er wirklich und endgiltig gefunden, was er gesucht hatte: einen Standpunkt, den er nicht gleich verlassen mußte, wenn er von der Physik zur Psychologie übergehen wollte. Die Vereinheitlichung des Wissens war vollzogen und Mach ging

nun daran, durch gründliche historische Studien den Nachweis zu erbringen, daß durch diese Forschungsmethode viel neue Klarheit in die Grundbegriffe aller Wissenschaften gebracht werden kann. Inzwischen aber war zu dem großen Gedanken der Vereinheitlichung ein neues Moment getreten, das für Machs Forscherarbeit und Weltanschauung nicht minder charakteristisch ist als die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem und die Ueberwindung des Jch.

Darwins im Jahr 1859 erschienenes Werk über den Ursprung der Arten wurde in Wien bereits 1860 in einem Auszug und bald darauf in einer vollständigen deutschen Uebersetzung bekannt. Mach war damals dreilundzwanzig Jahre alt und nahm die neue, umwälzende Lehre vom Leben mit der vollen Empfänglichkeit eines jugendlichen Geistes, der das Interesse und das Verständniß für weittragende Gedanken als besondere Begabung von der Natur mitbekommen hatte, in sich auf. Darwins Gedanken, zu denen sich bald auch die Herbert Spencers gesellten, haben der Forscherarbeit Machs eben so ihr Gepräge gegeben wie das seiner innersten Natur entsprechende Streben nach Vereinfachung und Vereinheitlichung. Ihm wurde bald klar, daß die menschliche Erkenntniß nichts Anderes sei als eine „Anpassungserscheinung“, als eine Waffe im Kampf ums Dasein. Mit diesem heuristischen Prinzip ausgerüstet, durchforschte Mach nun die Geschichte der Physik und fand da immer neue Bestätigungen seiner Auffassung. Die „Mechanik“ und die „Wärmelehre“ sind ganz durchdrungen von dieser (den Physikern meist fremden) Betrachtungsweise. In der 1889 erschienenen „Analyse der Empfindungen“ tritt dieser Gesichtspunkt hinter den Gedanken der Vereinheitlichung etwas zurück, findet aber in Machs reifstem Werke, in „Erkenntniß und Irrthum“, seine reichste und schönste Ausgestaltung. Dieses biologische Moment zu Machs Erkenntnistheorie ist die Quelle werthvoller methodologischer Entdeckungen. Mach hat durch diese Betrachtungsweise erkannt, daß viele physikalische Wahrheiten schon vom instinktiven Denken gefunden waren und in der Technik der Naturvölker sich wirksam erweisen, bevor sie wissenschaftlich formulirt wurden. Dafür bietet namentlich sein letztes Werk, das erst im vorigen Jahr erschien, das kleine Buch „Mechanik und Kultur“, eine ganze Reihe sehr interessanter Beispiele. In der Geschichte der Wissenschaft bemerkte Mach zuerst die allmähliche „Anpassung der Gedanken an einander“. Das werthvollste und originellste Produkt seiner biologisch orientirten Erkenntnistheorie ist aber der oft erwähnte, aber selten richtig verstandene Begriff der „Denkökonomie“. Zum ersten Mal hat Mach diesen Begriff, zu dessen Bildung ihn der Verkehr

mit dem Nationalökonom Herrmann, dem Erfinder der Postkarte, angeregt hatte, in dem 1868 gehaltenen Vortrage über die Gestalten der Flüssigkeit eingeführt. „Sie sehen,“ heißt es da, „unser geizig kaufmännisches Prinzip ist reich an fruchtbaren Folgerungen. Und warum sollte sich auch die Wissenschaft eines solchen Prinzips schämen? Ist doch die Wissenschaft selbst nichts weiter als ein Geschäft. Stellt sie sich doch die Aufgabe, mit möglichst wenig Arbeit, in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst wenigen Gedanken sogar, möglichst viel zu erwerben von der ewigen unendlichen Wahrheit.“ In vertiefter Form behandelt Mach dann dieses Forschungsprinzip in dem 1882 in der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag: „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung.“ Hier sieht man deutlich, daß die Denkökonomie ein recht komplizirtes Gebilde ist. Ich möchte sie als eine Synthese von Biologie und Mathematik bezeichnen. Wir müssen mit unseren Denkräften hausälterisch umgehen und bilden daher mit der Hilfe der Sprache Begriffe, in denen immer größere Komplexe von Thatfachen zusammengefaßt und zur praktischen Verwerthung bereit gehalten werden. Das Bedürfniß nach Mittheilung nöthigt uns dabei, immer mehr uns auf das Wesentliche zu beschränken. Unsere Formeln werden der Fülle der Thatfachen nicht gerecht, aber sie verdichten das Wichtige, das praktisch Bedeutsame zu immer kürzeren und zugleich brauchbareren Fassungen. Das Motiv dieses Verfahrens ist die Rücksicht auf die immer mehr Gedankenarbeit erfordernde Lebenserhaltung, also ein biologisch fundirter Trieb. Das Musterbild aber, an dem Mach die fortschreitende Denkökonomie am Besten zu erhellen vermag, ist die Mathematik. Für diese Wissenschaft hat Mach immer eine große Vorliebe gehabt, weil sie das großartigste System der Vereinheitlichung alles Wissens darstellt. Die Zahlengesetze gelten *„ganz unabweisbar für alle physikalischen Vorgänge.“* (Zitiert von Mach 1882). werden nun die mathematischen Denkmittel immer feiner, umfassender und gestatten immer größere Verallgemeinerungen. Dadurch wächst aber die mathematische Denkökonomie hoch über den biologischen Ursprung hinaus und schafft sich eine eigene Welt, in der sich die Mathematiker mit einer Art von ästhetischem Genuß frei bewegen. Mach hat solche Verallgemeinerungen auch dann als aufklärend bezeichnet, wenn sich die Begriffe von der Anschauung ganz entfernten und wenn eine Verwendung dieser Formeln zur Lösung physikalischer Probleme ganz aussichtslos schien. Hier war der Vereinheitlichungsgedanke bei ihm stärker als die Ueberzeugung von den biologischen Grundlagen und Zielen aller Forschung.

Reiner und bedeutamer als im Begriff der Denkökonomie

tritt uns die biologische Betrachtungsweise Machs in seiner Definition des Naturgesetzes entgegen, die er in dem Buch „Erkenntnis und Irrtum“ gegeben hat. Früher betonte er an den Naturgesetzen die darin geleistete ökonomische Ordnungsarbeit. In den späteren Jahren aber wurde ihm das biologische Motiv der menschlichen Erkenntnis wichtiger; und so wollte er diesem Motiv einen deutlichen und wirksamen Ausdruck geben. „Ihrem Ursprunge nach,“ sagt er, „sind die Naturgesetze Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung auferlegen.“ Er sagt gleich auf der nächsten Seite ganz deutlich, daß er durch den Ausdruck „Einschränkung der Erwartung“ auf die biologische Bedeutung der Naturgesetze hinweisen wollte. Zur Erläuterung fügt er noch folgende Sätze hinzu. „Es ist ein Bedürfnis aller mit Gedächtnis ausgestatteten Lebewesen, daß deren Erwartung unter gegebenen Umständen erhaltungsgemäß geregelt sei. Den unmittelbaren und einfachsten biologischen Bedürfnissen entspricht die psychische Organisation schon instinktiv, indem sie durch den Mechanismus der Assoziation in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die zweckmäßige Funktionbereitschaft herstellt. Wenn verwickelte Daseinsbedingungen eintreten, welche die Bedürfnisbefriedigung oft nur auf langen Umwegen gestatten, so kann nur ein reicher ausgestattetes psychisches Leben diesen Bedürfnissen genügen. Die einzelnen Schritte des Umweges, mit den sie begleitenden Umständen als solchen, gewinnen dann ein mittelbares Interesse. Wir können jedes wissenschaftliche Interesse als ein mittelbares biologisches Interesse an einem Schritt des bezeichneten Umweges auffassen.“ Mach war also überzeugt, daß alle menschliche Erkenntnis sich aus dem Erhaltungstrieb entwickelt hat und daß auch die auf diesem Weg entstandene Wissenschaft in letzter Linie dazu berufen sei, dem Leben zu dienen.

Für mich persönlich war der biologische Einschlag in Machs Denken wichtiger als sein Monismus des Geschehens. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem habe ich nie mitmachen können und auch für seine ichlose Psychologie war ich nicht zu haben. Dagegen hatten mich meine eigenen Studien schon vor der Bekanntschaft mit Machs Schriften zu der Ueberzeugung geführt, daß alle seelischen Vorgänge auf ihre Beziehungen zur Lebenserhaltung untersucht werden müßten. Dieser biologische Gesichtspunkt hatte sich mir als heuristisches Prinzip in ganz unerwarteter Weise bewährt; es hatte sich gezeigt, daß durch diese Betrachtungsweise ganz neue Seiten des Seelenlebens hervortraten, die sonst ganz verborgen geblieben wären. Die biologische Psychologie in diesem Sinn war damals in Deutschland noch wenig

geschätzt und ist eigentlich bis heute noch nicht zur vollen Anerkennung gelangt. Richard Avenarius und Ernst Mach waren fast die Einzigen, die diese Methode anwendeten; und durch diese Übereinstimmung kam ich mit beiden Männern in Verbindung. Mit Avenarius kam ich nur in brieflichen Verkehr; aber Ernst Mach lernte ich, als er im Jahr 1895 nach Wien berufen wurde, bald persönlich kennen und im Lauf der nächsten Jahre erwarb ich seine Freundschaft. Da gab es dann in langen Unterredungen einen lebhaften Meinungsaustausch; und so lernten wir einander immer besser verstehen. Als ich ihm einmal meine aus der biologischen Betrachtungsweise hervorgegangene Theorie der typischen Vorstellungen vortrug, langte er mit der linken Hand (die rechte war durch einen Schlaganfall fast unbeweglich geworden) seine „Prinzipien der Wärmelehre“ herunter und zeigte mir darin einen kurzen Satz, der zwar nicht ganz den selben Gedanken enthielt, sich aber doch auf ähnlichen Bahnen bewegte. Aus meinem Lehrbuch der Psychologie, das 1903 in einer vollständig umgearbeiteten Auflage erschien, hat sich Mach zu meiner größten Freude Manches zu eigen gemacht. In der Zweiten Auflage meiner Einleitung in die Philosophie mache ich zum ersten Mal den Versuch, Avenarius' und Machs Weltanschauung darzustellen. Ich wählte dafür den Ausdruck „Monismus des Geschehens“, der Machs Beifall fand. Sehr oft erbat ich mir Auskunft über physikalische Probleme; da war es denn eine rechte und eine seltene Freude, zu hören, mit welcher sonnenhafter Klarheit Mach die schwierigsten Fragen bloßlegte. Dafür konnte ich gelegentlich philologische Auskunft erteilen und hatte dabei Gelegenheit, zu sehen, wie sehr sich Mach für die Entwicklung der Sprache, für den Bedeutungswandel der Wörter, für die mannichfachen Erscheinungen des Wortaberglaubens, für meine Theorie vom Ursprung der Negation und für etymologische Fragen interessierte. Auf dem gemeinsamen Boden biologisch-orientierter Psychologie konnte der Naturforscher den Philologen und der Philologe den Naturforscher verstehen und fördern. Mach hat Das in der Vorrede zur Zweiten Auflage von „Erkenntnis und Irrtum“ selbst ausgesprochen und ich kann es mir nicht versagen, die wenigen Worte, die mir so viel Freude gemacht haben, hierherzusetzen: „Eine nähere Verwandtschaft meiner Grundansichten zu denen Jerusalems offenbart sich durch dessen Buch: *Der kritische Idealismus und die reine Logik*“; sie ist wohl enger, als wir Beide, auf verschiedenem spezialwissenschaftlichem Boden stehend, vorher annehmen konnten; sie dürfte auf die gemeinsame Anregung durch die Biologie, insbesondere durch die Entwicklungslehre zurückzuführen sein.“

Mach war Empiriker. Alle subjektiven Zuthaten müssen aus der Erfahrung unbarmherzig geschieden werden. Deshalb beginnt er seine „Analyse der Empfindungen“ mit „antimetaphysischen Vorbemerkungen“. Die Gleichmäßigkeiten in der Erfahrung sind sorgsam zu sammeln, ökonomisch zu ordnen und dabei ist ein Weg zu suchen, auf dem man dahin gelangt, die „äußere“ Erfahrung mit den Beobachtungen des eigenen seelischen Erlebens unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen und dabei das eigene Ich als einen Theil des kosmischen Geschehens zu begreifen. Am Schluß seines geistvollen Vortrages „Wozu hat der Mensch zwei Augen“ drückt er diesen Gedanken so aus: „Wenn Sie mich aber jetzt fragen, wozu der Mensch zwei Augen habe, so müßte ich antworten: Damit er sich die Natur recht genau ansehe, damit er begreifen lerne, daß er selbst mit seinen richtigen und unrichtigen Ansichten, mit seiner haute politique nur ein vergängliches Stück Naturerscheinung, daß er, mit Mephisto zu sprechen, ein Theil des Theiles sei und daß es gänzlich unbegründet ist, wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält.“ Dieses aus Erfahrung gewonnene und ökonomisch geordnete Wissen hat sich aber der Mensch in Folge seines Lebensdranges erworben und der reich gewordenen Wissenschaft fällt nun die Aufgabe zu, das Leben selbst reicher und vollkommener zu machen.

Ob es Mach gelungen ist, sein antimetaphysisches und sein streng empirisches Denken mit seiner biologischen Betrachtungsweise ganz in Einklang zu bringen? Ich möchte es nicht behaupten. Wer schon in den Begriffen von Ursache und Wirkung Reste von Fetischismus sieht, kann in dem mit der biologischen Betrachtungsweise eng verbundenen Zweckbegriff kein brauchbares Denkmittel finden. Mach hat zwar, genau so wie ich selbst, das Teleologische nur als ein heuristisches Prinzip gelten lassen; aber selbst bei dieser Denkmethode bleibt die centralisirte Organisation des Menschen, also doch wieder ein Ich, und ein vorstehendes Ziel immer die stillschweigende Voraussetzung. Für mich lag aber gerade in diesem Widerspruch ein besonderer Reiz. Ich freute mich ordentlich, zu sehen, daß die strengste Wissenschaftlichkeit nicht im Stande war, das menschliche Mitleid und das soziale Fühlen aus Machs Seele zu verdrängen. Er hat der wissenschaftlichen Forschung so hohe Aufgaben gestellt und zu deren Lösung so werthvolle Beiträge geliefert, daß seine Forscherarbeit und seine Forscherpersönlichkeit noch für viele Generationen nicht nur anregend, sondern auch vorbildlich sein werden.

Wien.

Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Mutter und Volk. *)

Der Angstschrei einer philosophisch und historisch gebildeten warmherzigen Frau. Sie findet den Unterschied unserer deutschen Kultur von der westländischen darin, daß sie, aus der Seele, aus dem Gemüth herauswachsend, Unermeßbares, Unberechenbares schaffe: Kunst, Liebe, Religion, die westliche dagegen es auf Quantitäten abgesehen habe; der Engländer Waaren produziere, um sich mit dem gelösten Gelde materiellcs Behagen zu bereiten, Frankreich das Leben zu rationalisiren versuche: Staat und Gesellschaft geometrisch konstruiren wolle nach Mustern, die der Verstand ausgeklügelt habe. Im Heiligthum der deutschen Kultur, im Haus, in der Familie, walte als Priesterin die Frau, die Gattin, die Mutter, deren opferwillige Liebe so wenig konstruirbar sei, wie ihr Walten sich einem Schema füge. Jetzt nun schwebe sie und mit ihr die deutsche Kultur in Gefahr, vom Strom der Industrialisirung und Oekonomisirung ihres Wesens beraubt zu werden; die Frau werde in die Fabrik gedrängt, Hauswirthschaft und Kindererziehung vom Großbetrieb erfaßt. Der Krieg, der Tausende von Frauen zwingt, Männerarbeit zu verrichten, erhöhe die Gefahr; und da die Frauenbewegung diese verderbliche Strömung begünstige, so sei ihr entschieden entgegenzutreten. „Der Individualismus der Seele darf nicht der Rationalisirung und Mechanisirung, nicht dem Großbetrieb ausgeliefert werden. Feste Bindung, Ordnung und Unterordnung in den äußeren Lebensbedingungen hat Sinn und Zweck darin, daß wir frei und unserer deutschen Eigenart gemäß leben können.“ Für diesen Zweck bluten jetzt unsere Männer auf den Schlachtfeldern. „Die äußere eiserne Schale, die uns schützt, decke unser inneres Leben, auf daß es als deutsches Eigenleben, daß uns namentlich die Frau, die Mutter erhalten bleibe.“ Mit den psychologischen und geschichtsphilosophischen Ausführungen der verehrten Frau stimme ich nicht in allen Punkten überein. So stelle ich ihrem Satz: „Der Mensch strebt nicht nach Glück, Das thut nur der Engländer,“ den anderen entgegen: Noch nie hat ein Mensch gelebt, der etwas Anderes als sein Glück erstrebte; nur sind es sehr verschiedene Arten von Glück, die der Lebemann, der Börsenspekulant, das künstlerische Genie, der große Staatsmann, der Held, der Heilige, die Mutter, die Barmherzige Schwester erstrebt. Doch solche Meinungsverschiedenheiten über Definitionen, über die Deutung geschichtlicher Thatfachen haben nichts zu bedeuten neben der praktischen Angelegenheit, um die es sich hier handelt; und da bin ich mit Frau Schellenberg vollkommen einverstanden. Doch ist zu

*) Mutter und Volk von Anna Schellenberg. Stiftungverlag in Potsdam.

bedenken, daß wir Beide mit unserem Lebensideal gegen den Strom schwimmen. Sie hofft auf den Staat, dessen Macht sich jetzt erweise, da er sozialistische Maßregeln durchführe, die bis vor zwei Jahren kein Mensch für durchführbar gehalten hätte. Nur bleibt abzuwarten, ob, wenn der Zwang wegfällt, den jetzt die Noth übt, der Staat noch stark genug sein wird, den Kurs der wirthschaftlichen Entwicklung zu lenken. Nicht der Frauenfrage, sondern der Arbeiterfrage und der Volksernährung wegen weise ich seit mehr als zwanzig Jahren auf einen anderen Ausweg hin. Das Wachsthum der Großindustrie, sage ich, kann und darf der Staat nicht hindern und den Interessengegensatz zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern vermag keine Sozialpolitik zu beseitigen. Zu verhüten, daß sich der Konflikt ins Gefährliche steigere, giebt es nur ein Mittel: die kleinen Unternehmer stützen und ihre Zahl so vermehren, daß sie den Arbeitern der Großindustrie mindestens das Gleichgewicht halten. Hauptsächlich kommen dafür die Bauern in Betracht, weil in der Landwirthschaft der Kleinbetrieb nicht nur konkurrenzfähig, sondern dem Großbetrieb sogar überlegen ist. Vermehrung der Bauerngüter im großen Stil ist aber nur durch Gründung deutscher Kolonien in Osteuropa und Westasien möglich. Solche Kolonien würden auch die Gründung deutscher Kleinstädte nach sich ziehen, in denen das Kleingewerbe blühen würde. Damit wäre zugleich das Gefährliche der Frauenfrage abgewehrt, denn die Bäuerin hat ihre Berufsarbeit, und zwar, wie auch Frau Schellenberg hervorhebt, eine Berufsarbeit, welche die Familie nicht auflöst, sondern festigt und die Ehebande unlöslich knüpft. Ähnliches gilt von der Handwerker- und der Krämerfrau. Der Krieg eröffnet diesen Ausweg; noch aber besteht wenig Neigung, ihn zu benützen. Die Mehrheit unseres Volkes will England „niederringen“, womit nicht nur die militärische Besiegung gemeint ist, sondern die Absicht, Deutschland zum zweiten workshop of the world neben England (oder gar zum einzigen statt Englands) zu erheben. Der militärische Sieg ist aber unmöglich, weil England als Seemacht und Deutschland als Landmacht einander nicht beikommen können. Deutschland könnte England nur bezwingen, wenn es seine eigene Flotte und dazu die Kriegesflotten von Frankreich, Rußland und der Union auf seiner Seite hätte. Eine der englischen überlegene Flotte kann es so wenig haben, wie England ein Heer haben kann, das dem deutschen gewachsen wäre. Das liegt in der verschiedenen Natur der beiden Staaten. Dieser unaufhebbare Unterschied und die Nothwendigkeit, unsere Unbaufläche für Brottorn und Viehsutter zu vergrößern, hätten in den letzten Jahrzehnten die Leitsterne unserer auswärtigen Politik sein müssen, nicht nur der offiziellen, sondern auch der wilden, die in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern getrieben wird.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.



Anzeigen.

Tycho Brahes Weg zu Gott. Von Max Brod. Verlag von Kurt Wolff in Leipzig.

Wieder ein Roman aus dem alten Prag. Nach Meyrink's Ghettoroman „Der Golem“ nun „Tycho Brahes Weg zu Gott“ von Max Brod. Wie Meyrink's Roman aufgeregt, verblüffend, bis zum Grotesken phantastisch wirkt, ist Brod's Buch ruhig, gesammelt und mit stillem Vorbedacht zu tiefer Erkenntniß führend. Ein edles Buch (was man schon lange von keiner literarischen Erscheinung sagen konnte) und ein Buch innerer Bewegtheit, starker innerer Kämpfe, am Ende einer wunderbar durchleuchtenden Klarheit.

Tycho Brahe, der berühmte Astronom, den Kaiser Rudolf der Zweite an seinen prager Hof berief, schreitet, alt geworden, doch ungebrochen in seinen Leidenschaften, feurigen Geistes, durch das Buch. Dies ließe sich ein historischer Roman heißen und ist in der That nach Art einer nicht mehr „modernen“ Literaturgattung geschrieben. Daß sich Max Brod gerade den anscheinend entlegenen Tycho Brahe zum Helden wählte, kann kein Zufall sein. Für den in Prag lebenden Dichter sind die Gestalten des prunkvollen, vom gemischten Glanz der Kunst und der Geheimwissenschaften seltsam umstrahlten rudolfinischen Hofes nicht verschollen; in der aus graualten Häusermassen und Lauben gotisch wachsenden Teynkirche wird dem Fremden noch der Grabstein des Ritters Brahe, ein rother Marmor, gezeigt. Aber Gestalt und Stein blieben tot, wenn Brod nicht Verwandtschaft des Wesens oder des Erlebnisses verspürte. Erst sie erklärt seine Wahl.

Das Romanhafte seines Buches, erfonnen um Tycho Brahes Tochter, ist ein nur untergeordneter Theil; der wichtigste, bedeutendste dagegen Brahes Verhältniß zu Kepler. Zwei Forschernaturen sind einander gegenübergestellt. Kepler ist die geniale. Ihm scheint Gnade kampflos zu schenken, was Andere, heiß ringend, nie erschauen. Zwar bekennt er sich selbst auch nicht als glücklich, aber er ist doch der Unbekümmerte, der Sichere, der auf sein Werk Beschränkte und rücksichtslos daran Bauende. Ihm wird das Ergebnis allen Forschens nicht mehr als eine sachliche Wahrheit. Für Tycho Brahe ist es nur Gleichniß, faustisch greift sein Lebensdrang nach allen Richtungen aus, er nimmt an der Welt menschlicher Theil und verstrickt sich dadurch in unvergleichlich mehr Probleme und Polemiken. Sein Dasein läuft um so tragischer ab, als Tycho Brahe die Richtigkeit des kopernikanischen Systems noch nicht eingesehen hat, aber sie vielleicht (und damit die Irrlehre seiner Lebensarbeit) ahnt. Den viel jüngeren Kepler möchte er gern seinen Schüler nennen; doch er weiß in ihm den Meister. Das Werben um Kepler, die Eifersucht auf ihn, der Sieg des gerechten Gefühls, eine Wirrnis von Schwächen, Verdächtigungen, Eitelkeiten, Schmerzen, Enttäuschungen und endlicher Klärung: Das bildet den Inhalt des Buches. Einen fast monologisch empfundenen

Inhalt. Nicht der Eingeweihte allein merkt bald, daß Max Brod sich mit Erfahrungen auseinandersetzt, die ihn selbst in Widerstreit mit seinen Gefühlen stürzten. Der böse Pamphletist „Urfuß“ des Romans, der den großen Gelehrten giftig und kleinlich angreift, kann nicht glatt erfunden, sondern nur in eine niedrigere Sphäre gezogen sein. Und daß Kplers Erscheinung nicht beziehungslos zu Wirklichkeit und Gegenwart sein dürfte, ist nach der Zeichnung gewiß. Max Brod theilt in dem Kreis der jüngeren, begabten Dichter Prags ein gutes Stück des Schicksals seines Tycho Brahe. Einer ganzen Generation war er Unreger. Seit sein erstes Buch, „Tod den Toten!“, herauskam, formulierte der Rastlose Programme, mühte sich um Versuche, schuf mit bewußten Tendenzen Romane, Novellen, Gedichte, Essays, Dramen, ästhetisirte und philosophirte, schrieb und sprach über Andere, förderte sie, reichte mit seinen geistigen Einflüssen nach Wien, nach Berlin, ist eine wandelbare, empfängliche Natur, die lieber schenkte als nahm, eine der anziehendsten, ernstesten und beherrschtesten Begabungen des letzten Jahrzehnts. Er fand ohne Zweifel seinen Kpler im Kreis der allzu realen Welt, wie er seinen Wiener Urfuß fand; und er wühlt in eigenen Wunden, wenn er Tycho Brahe aufschreiben läßt, er beichtet Persönlichstes, wenn er Brahes Seelenkrisen schildert.

Aber Brods Buch wäre nicht von Belang, wenn es ein Schlüsselroman, eine verkappte Klage oder Anklage selbstbiographischer Art wäre. Es ist Dichtung, die Persönliches in Allgemeines auflöst. Tycho Brahe und Kpler haben, den intimeren Beziehungen entfettet, ihr selbständiges, freies und objektives Leben, sind mit der Rundlichkeit und Blutwärme athmender Schöpfung ausgestattet. Sie haben ihre Geschichte. Max Brod läßt im letzten Drittel des Romans das Gewebe der Anspielungen ganz fallen und enthüllt das wesentliche Motiv seines Werkes. Wählich sieht man durch alle Irrungen Tycho Brahes *Was, ja. Gott. verzagen.. Wählich, wissnhaft, ich, sein, ganzes. Einagen.* als Sehnsucht, Gott zu „helfen“, ihm zu dienen, seine Macht zu stützen. Denn Gott gewährt die Gnade, sich dienen zu lassen. Und auf einmal, durch talmudische Worte eines Rabbi bestätigt, fühlt Brahe seine stets überwache „Klugheit“ als Segen. „Ach, wie hat mich diese Klugheit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf Irrwege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen gelernt habe! Hat mich die Klugheit nicht in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet? Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Selbststück! Sondern ich habe gehaut, daß auch die Klugheit heilig ist und daß ihre ureigentlich edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit. O Preis der großen ewigen Klugheit! Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und Alles mir bewußt zu

machen! Preis meinen Irrthümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Stelle, dort, wo Gott seine treulichen Mithämpfer braucht und mit solch blinden, dumpfen Kepler-Menschen nichts anzufangen weiß. Ich lobsingte meinem Gott. Er liebt die Besinnungslosen, aber mehr noch Die, welche Beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf Keins von Beidem verzichten wollen und die mit doppelter Last, leuchtend, vor seinem Thron anlangen."

Thcho Brahe wirft sich vor des Kaisers melancholischer Majestät auf die Knie, um für Kepler zu bitten. Dies ist sein höchster Sieg, seine Selbstverleugnung, seine Verklärung. Er könnte Kepler durch sein Schweigen vernichten, denn der Arglose ist dem Kaiser verdächtig worden. Aber Thcho Brahe schweigt nicht nur nicht, sondern tiefe Worte der Bewunderung entstürzen seinem Herzen und er erniedrigt sich selbst, um Kepler zu erhöhen; Kepler, der Einzige, muß sein Erbe und Vollender werden. Die Schönheit dieser Szene im kaiserlichen Schloß auf dem Grabschin hat mich hingerissen. Der blasser, scheue Monarch und der gewaltige, stürmische Greis sind in ein erhabenes Wehen gehoben, ohne daß der Anschluß an die rührende menschliche Atmosphäre unterbrochen wäre. Thcho Brahe siegt über sich und hat nicht mehr das Gefühl, ein Opfer zu bringen, sondern seine Brust endlich der Reinheit und Ruhe geöffnet zu haben. Ein Leben voll dunkler Bedrängniß mündet in mild fließendes Licht.

Dem Anschein nach ein historischer, in Wirklichkeit ein religiöser Roman. Eine Dichtung, deren Tiefe und Herzlichkeit sich erst im Abklingen voll erschließt und die den Leser auf vielverschlungenem Wege an ein wunderbares Thor führt.

Hellerau.

Camill Hoffmann.

Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußenthums. Cottas Verlag in Stuttgart. In Pappband 80 Pfennige.

Es giebt viele Bücher über Kleist, dünne und umfangreiche, tief-sinnige und oberflächliche. Eine neue Schrift über den Dichter scheint überflüssig. Man könnte sie vielleicht rechtfertigen, wenn sie von einer berühmten Persönlichkeit käme, von einem Mann, dessen Stimme man zu vernehmen bereit ist, um ihrer selbst willen. Aber auch Das ist nicht der Fall: der sie geschrieben, ist ein homo novus in der Literatur, ein dreiundzwanzigjähriger Studiosus der Geschichte in Heidelberg. Bestürzt fragt der Leser dieser so gar nicht marktschreierischen Selbstanzeige, ob denn mein Buch wenigstens durch einen originellen Grundgedanken seine Existenzberechtigung erweise. Mein lieber Leser, Das war einmal. Als ich im Frühjahr 1915 mein Buch schrieb, war ich sogar ein Wenig stolz darauf, Kleist auf eigene Weise in das Problem Staat und deutsche Kultur eingestellt zu haben. Aber als ich Mitte November die Korrekturen beendet hatte, ging mir ein Büchlein von Julius Bab zu, „Preußen und der deutsche Geist“ betitelt,

ein sehr zu empfehlendes Schriftchen, dem, trotz mancher tiefen Verschiedenheit, ein sehr ähnlicher Grundgedanke eigen ist. Was bleibt mir also zum Lob meines Bächleins zu sagen? Nur Dieses: daß es in starken und monumentalischen Zügen das Bild Kleists zu zeichnen unternimmt, nicht in jenem feinnervigen, prickelnden Stil, der modernen Essaybücher eignet, sondern in herber Prägung, die geschult ist an dem Meister, von dem sie redet. Und daß sie solcher Art versucht, Etwas von kleistischer Prägung herüberzuretten in unsere so ganz anders geartete Gegenwart.

Heidelberg.

Max Fischer.

Lesestücke. (Aktion-Bücher der Aeternisten.) Verlag der Aktion in Wilmersdorf.

Hebbels letzte Stunde.

In dem hohen, alterthümlichen Bachersaal stand ein Examinator vor seinem Schüler, der, in mittleren Jahren, kein Enthusiast mehr war. Dieser Jüngling trug ein Gewand von schwarzem Sammet. Nach Schillers Werken mochte sich der Examinator heute nicht erkundigen. Mürrisch zog er ein paar Bände aus der Bibliothek hervor; sie war wenig geordnet. Neben Maria Stuart preßte sich Casanova. Nein! Doch da schimmerten schüßig Hebbels Tagebücher; und der Examinator fragte: „Wo stehen die Sätze reiner, lichter Prosa über Hebbels letzte Stunde?“ Der Examinand hatte die Antwort parat; behaglich antlich nannte er Band und Pagina. Und um nähere Auskunft ersucht, gab er Einzelheiten:

„An einem Sommernachmittag hatte das alternde junge Mädchen heimreisen müssen in das Patrizierhaus der kleinen Stadt. Das Haus lag noch in seinem Garten da, in Liebe und Ruhe. Vormittags war die Luft heiß gewesen und der Garten hatte viel Sonne getrunken. Es wuchß darin eine einzige Art von Pflanzen: Sträucher mit flachen Riesenblättern, die waren wie die Blätter der Wasserrosen. Jetzt war es grau und schwül geworden, nur linder in den steinernen Gängen des Hauses. Nun trat auch Christian Friedrich Hebbel in den Steingang (vielleicht war die Thürglocke erklungen) und legte seinen Reisefackel an der Hausthür nieder. Er warf einen Blick in die grüne Wirtin draußen. Die Sonne schien nicht mehr; aber die Blätter leuchteten noch von dem Licht, das sie eingefangen hatten, einige matt, andere hielten dicke Glühballen Leuchtens umwachsen. Da ließ sich Hebbel nieder zum Gebet: „Ich danke Dir für diese letzte Stunde, die ist voll klarer Gedanken!“ Aus dem grauen Garten kam Kühle. Wollte ein gelber Blitz es thun? Hebbel empfand keine Angst. Nur Einer, der nicht in dieser Stille war (und der von Allem viel später erfuhr), dachte leise an ein Wischen Angst. Drei Tage lang ging Friedrich Hebbel in den grünen Gängen umher. Er erlebte seine letzte Stunde; Stunden gläserner Reinheit. Drei Tage lang weilten Hebbel und Esther in diesem Haus, ohne um einander zu wissen. Zur Seite des

steinernen Ganges lag ein Gartenzimmer: das eigentliche Zimmer der letzten Stunde. Obgleich es offen stand, hat Hebbel selbst, aus Bescheidenheit und Würde, es nie betreten. Esther dagegen scheint in diesem Zimmer gewesen zu sein: von einer Frau verspürte es weniger Verangement. Die Früchte, die im Zimmer waren, hat auch Esther nicht berührt. Dann verließen Beide das Haus, in dem sie neben einander gebetet hatten. Die Umstände, wie sie später zusammentrafen, sind fraglich geblieben. Sicher ist nur, daß die fremde Dame, die in rothgeblühten Kleid erschien, mit Frau Christine Hebbel auf eine passende Art bekannt gemacht wurde. Die Fremde sah sich mit all dem Ernst aufgenommen, den diese Sachlage erforderte... Hebbel, sobald er nach dem Haus zurückgekehrt war, suchte die Sätze über seine letzte Stunde in den Papieren: sie fanden sich schließlich auf seiner Nehkhaut. Dort glaubte er sie sicher: allzu sicher. Denn als man sie nach seinem Tod entdeckte, waren sie schon verwischt und wiesen die Unklarheiten auf, mit denen sie im letzten Bande der Tagebücher wiedergegeben sind. Uebrigens stand Hebbels eigenes Erlebniß auf seiner linken Nehkhaut und das Esthers auf der rechten. Er selbst soll noch geäußert haben, Dies sei ein Beweis für die unbetheiligte Seherkraft des Dichters. Das ganze Vorkommniß erschien ihm wie eine Illustration des: „*media vita in morte sumus*“. Friedrich Hebbel starb (viele Jahre nach seiner letzten Stunde) mit einem Fluch auf den Lippen, — einem Fluch gegen Jene, die in der Gartenhausaffaire irgendwie Leid, Pathetik oder aufbringliche Stilistik finden würden.*

Der Examinator mußte diese Antwort in vollem Umfange gelten lassen. Und längst sitzt der Bögling auf einem Lehrstuhl für visionäre Literaturgeschichte.

Das Café-Sonett.

Den Marmortisch umsprühen Manieristen,
erregt vom Beichtwort Mauds, der Künstlerin:
„Weiß nicht, ob Weiß ich, ob ich Knabe bin!“
Sie steigern sich in überhitzte Listen.

Der Dame liegt die letzte Nacht im Sinn.
Dem Zahn, dem dunkelsten der Morphinisten,
dem Welt-Abbé, dem Décadence-Artisten
hält sie die gleiche klare Stirne hin.

Da: Jaß, Gorilla, erster Fußball-Preis.
Der Geist bestellt die sechste Schnaps-Karaffe.
Wie Maud, erkennt, ihr süßes Schicksal weiß!

Es fällt die Festung vor dem Bild der Waffe.
Dem Football-Monstrum bringt man Huhn mit Reis.
Maud, sachlich: „Schausie, was Du kannst, mein Affe!“

Ferdinand Hardekopf.

Wagners
Saar-Riesling
Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
Schaumwein Spezialität.*

Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitäts-
weinen der Saar hergestellt.
Leicht, rassig, blumig und außerordentlich
bekönnlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Harnleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1914 — 11,325 Badegäste und 2,181,681 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Nervenleidende machen wir auf die Broschüren „Vergleiche Erziehungskunst und Charakterbildung“ und „Neue Bahnen zur Heilung nervöser Zustände“ aufmerksam.

Der bekannte Spezialist und Leiter des Sanatoriums „Haus Sietbed“, Dr. med. J. Marinowski, entwickelt darin seine auf langjähriger Erfahrung fußende psychoanalytische Behandlung nervöser Zustände.

Bad Salzbrunn erfreut sich in diesem Jahre eines überaus guten Besuches. Bis zum 7. Juni sind 1633 Kurgäste, 1282 Durchreisende, zusammen 2915 Personen hier eingetroffen. Außerdem wurden 12800 Tagesbesucher gezählt. Die Kurmusik unter Leitung des Königl. Musikdirektors Raden spielt wie in Friedenszeiten 2- bis 3 mal täglich. Saalkonzerte im Kurparkhotel und in der Preussischen Krone finden des öfteren statt. Auch das beliebte Kurtheater, das bereits Anfang Juni seine Pforten geöffnet hat, übt nach wie vor seine alte Anziehungskraft aus.

Die Beschäftigungsfrage unserer Kurgäste ist bisher ohne große Schwierigkeiten gelöst worden, dank dem Entgegenkommen der zuständigen Behörden.

Die allgemein in Deutschland herrschende Fleischknappheit tritt natürlich auch bei uns in die Erscheinung, aber sie wird durchaus nicht unangenehm empfunden, da durch Zufuhr von Wild, Geflügel, Fischen und Eiern für guten und reichlichen Ersatz gesorgt ist. Durch die neuerdings getroffenen staatlichen Maßnahmen ist überdies die Sicherstellung des Fleischbedarfes gerade in den Badeorten gewährleistet. Eine seitens der Badedirektion im vergangenen Winter neu angelegte Früh-Gemüseanlage liefert dieses für die kurgemäße Lebensweise wichtige Nahrungsmittel in reichlicher Menge und vorzüglicher Beschaffenheit.

4% Anleihe der Firma Fried. Krupp, Gussstahlfabrik, Essen/Ruhr, vom Jahre 1893.

Die am **1. Juli 1916** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab eingelöst:

- in **Essen** bei der **Hauptkasse von Fried. Krupp Aktien-**
gesellschaft,
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
Filiale Essen,
„ **Berlin** bei der **Königlichen Seehandlung (Preußische**
Staatsbank),
„ „ bei der **Berliner Handels-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank,**
„ „ bei der **Deutschen Bank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ bei der **Bank für Handel und Industrie,**
„ „ bei dem Bankhause **Delbrück Schickler & Co.,**
„ **Dresden** bei der **Dresdner Bank,**
„ **Elberfeld** bei der **Bergisch-Märkischen Bank, Filiale der**
Deutschen Bank,
„ **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Bank, Filiale Frankfurt,**
„ „ bei der **Deutschen Vereinsbank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank in Frankfurt a. M.,**
„ **Hamburg** bei der **Deutschen Bank, Filiale Hamburg,**
„ „ bei der **Dresdner Bank in Hamburg,**
„ **Köln** bei dem **A. Schaaffhausenschen Bankverein,**
„ „ bei dem Bankhause **Deichmann & Co.,**
„ „ bei dem Bankhause **Sal. Oppenheim jr. & Co.,**
„ **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,**
„ „ bei der **Dresdner Bank in Leipzig,**
„ **Magdeburg** bei dem Bankhause **F. A. Neubauer.**

4% Anleihe der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen/Ruhr, vom Jahre 1908.

Die am **1. Juli 1916** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab bei den auf den Zinsscheinen angegebenen Zahlstellen eingelöst.

Dr. Möller's Sanatorium
Diätetische Kur nach Schroth
herrliche Lage
Müde, Nerven,
Leiden, Kräfte
Dr. Möller's Sanatorium
Abteilung I. (Kinderbetten) pro Tag 5 Mk.

Dr. Bruhn's Wäsche
geruchl., unschädl.
Ungeheuererzeugt.
Pulv. für 6 Hemd, 1 M. Parus, Hamburg 36a.

C. Lorenz Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf.	Passiva.		M.	pf.
Kassa-Konto		40957	13	Aktien-Kapital-Konto		3000000	—
Wechsel-Konto		13179	76	Konto-Korrent-Konto		4008964	79
Konto-Korrent-Konto		3862181	55	Kautions-Aval-Konto M. 12188			
Kautions-Konto		236	40	Reservefonds-Konto I		1068145	74
Kautions-Aval-Konto M. 12188				Reservefonds-Konto II		250000	—
Effekten-Konto		2764780	40	Talonssteuer-Reservefonds-Kto.		14000	—
Beteiligungs-Konto		623001	—	Gewinn- und Verlust-Konto .		1864468	27
Fabrikations-Konto		2398493	42				
Rohmaterial-Konto		539171	16				
Maschinen-Konto		1	—				
Kontor-Mob.- u. Utens.-Konto .		1	—				
Patente-Konto		1	—				
Modelle-Konto		1	—				
Radio-Veruchstation-Konto . .		1	—				
Werkstat.-Utensilien-Konto . .		1	—				
Werkzeug-Konto		1	—				
Kto. f. bauliche Veränderungen		1	—				
		10 055 680	80			10 055 680	80

Die Dividende von 35% pro Aktie ist gegen Einlieferung des Dividendenscheins von heute ab zahlbar

bei der Gesellschaftskasse, Berlin SO. 31, Elisabethufer 5—6,1

„ „ Commer- und Disconto-Bank, Berlin, Hamburg, Hannover, Kiel,

„ „ Nationalbank für Deutschland, Berlin W.,

„ „ dem Bankhause Wiener, Levy & Co., Berlin W., Charlottenstr. 60.

Berlin, den 14. Juni 1916.

Der Vorstand.

Abiturienten- Examen

Damen werden schnell u.
gründlich zum Abiturienten-
Examen vorber. im

Darmstädter Pädagogium

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Schön gel. Seegrundstück,
rings Kgl. Forst, 7 Zim., Bad, 5 Kell.,
viel Stall, 2 Morg. Obst-, Gemüsegr.,
1½ Bahnst. Berlin, 20 Min. verkauft
**Borchardt, Altshausdorf, Post-
u. Bahnst. Cummersdorf vor Storkow.**

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!

Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

**Neu! AQUARIUM mit Terrarium
u. Insektarium.**

SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Denkt an uns! Sendet
Galem Aleifum Galem Gold
 (Hohlmundstück) Zigaretten (Goldmundstück)

Willkommenste Liebesgabe!



Von Russen beschossene
deutsche Autopatrulle

Preis: 3½ 4 5 6 8 10
3½ 4 6 8 10 Pfg. d. Stück

Orient Tabak- u. Cigarettenfabr. Vermdge, Dresden
 Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. d. Königs v. Sachsen

20 Stück feldpostmässig verpackt **portofrei!**
 50 Stück feldpostmässig verpackt **10 Pf. Porto!**



Trustfrei!



Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Ham-
 burg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
 Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Grunewald- Rennen.

Vierter Tag

Donnerstag, den 29. Juni, nachm. 3 Uhr
7 Rennen;

U. 8.:

Podbielski- Erinnerungs - Rennen

Preise 13 000 M.

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 12 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,
Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:
1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahr-
karten und offiziellen Rennprogrammen im Weltreise-
bureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus
des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den
Anschlagsäulen.

Alleinige Anzeigen- „Die Zukunft“ durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Annahme der Wochenschrift
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

Salamander Stiefel



Die deutsche
Weltmarke!

JOE
LOE

